

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 19

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19
XV. Jahrgang

Bern
9. Mai 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Zwei Gedichte von Johanna Siebel.

In meiner Liebe bleibst du immer jung.

In meiner Liebe bleibst du immer jung,
Ob auch die Zeit verrinnt, die Jahre flieh,
Dein Haar ergraut und Runen deine Stirn durchzieh.
In deiner Stimme wird ein Klang stets wehn,
In dem versunkne Tage auferstehn.
In deinen Augen wird ein Glanz stets sein
Von Jugend und von Lenz und Blütenschein.
Und stets beim Halten deiner lieben Hand
Wird mich durchblühn, was ich zuerst empfand
An Gläubigkeit und Glück und Hingebung:
In meiner Liebe bleibst du immer jung.

Löwenzahn.

Es schäumt auf den Matten der Blütenglanz,
Die Blumen wirbeln den Frühlingstanz.
Und die goldenen Sonnen vom Löwenzahn
Jubeln und leuchten himmelan
Und flüstern in trunkenem Schauen:
„Ihr Strahlenwirbel auf Himmelsauen,
Ihr Sternenblüten, mit unserm Leben
Wollen ein Bild eures Glanzes wir geben:
Am Frühlingshimmel seid Zierde ihr,
Im Erdenfrühling sind Zierde wir!“

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 19

Es war elf Uhr vorbei gewesen, als die Schlitten vor dem grünen Tor des Rosenhofes hielten. Mit höflichstem Dank und verbindlichem Lob um der wohlgelungenen Fahrt willen hatte das Ehepaar Schwendt von seinem Gast Abschied genommen. Von Susanna hatte sich Jean de Clermont mit einem heißen Händedruck verabschiedet.

Er rauchte danach in seinem kleinen Rauchzimmer, der früheren Tulpenwiebelsstube, mit Mühe und prüfendem Genuß eine Zigarette und las das „Petit Journal“ dazu. Darauf las er noch zwei Briefe und gähnte dabei. Und dann ging er zu Bett. Neben ihm lag eine Mappe Gavaris, voll seiner köstlichen Karikaturen und Zeichnungen. Die blätterte er durch.

Susanna stand noch in der Wohnstube Tante Ursulas, zupfte an den Fransen des Tischteppichs und hatte purpurrote Wangen. Sie glühte und scheute sich, darüber zu sprechen, was zum erstenmal ihre Ruhe und Zurückhaltung erschütterte.

„Ich habe mich heute abend verlobt“, sagte sie plötzlich und rang in ihrer Verlegenheit die Hände ineinander.

Tante Ursula stellte das Ligtöinlämpchen mit einem Ruck auf die Kommodenecke, denn ihre Hand hatte vor Ueberraschung und Schreck und gerechter Empörung zu zittern begonnen.

„Verlobt?“ fragte sie streng. „Wie so? Kannst du dich allein verloben?“ Susanna sah sie an.

„Allein? Mit Jean de Clermont natürlich“, sagte sie verblüfft.

„Aber ohne unsere Erlaubnis. Das ist keine Verlobung“, zürnte die Tante. „Du bist angefragt worden. Man hat dir einen Antrag gemacht. Aber verloben kannst du dich erst, wenn wir dem Herrn de Clermont die Erlaubnis erteilen.“

„Ja, ja“, sagte Susanna ungeduldig. „Die erteilt ihr ja.“

„Ich will mich nach seinen Verhältnissen erkundigen“, sagte Onkel Daniel gemessen. „Nach seinem Vorleben und nach seiner Familie.“

„O, ich weiß genug über ihn. Was ihn selbst betrifft, so hat er mir erzählt, was ich zu wissen brauche. Das andere weiß ich durch Verene. Wetterlé war Bursche bei Jean de Clermont.“

Susanna stand da wie eine Statue der Verlegenheit und des Triumphes zugleich. Sie hatte vergessen gehabt, daß Tante Ursula sie selber war, und hatte einen Freudeausbruch erwartet. Nun wurde sie verhört, statt beglückwünscht.

„Seh' dich doch, Susanna“, bat der Onkel. „Wie kam es denn? Magst du ihn denn?“

„O“, sagte Susanna. „Ich mag ihn sehr gut.“ Sie sah nicht auf und dachte an die schöne Zeit, die nun kommen würde. An die Zeit der vielen Geschenke, der vielen

Blumen und Glückwünsche. Sie dachte an Olga, und daß sie nun auch einen Bräutigam haben werde.

„Hat er dir vom Heiraten gesprochen?“ fragte der prosaische Onkel. Susanna schämte sich für ihn.

„Aber Onkel!“ rief sie und wurde so rot wie eine der dunkelsten Rosen auf der Terrasse, wenn sie an einem heißen Sommertag der Sonne entgegenglühen. „Er hat mir gesagt, daß er mich liebe“, flüsterte sie und schloß den Mund, denn sie wollte nicht mehr antworten.

„Gut, gut, er wird wohl morgen mit uns sprechen“, sagte Onkel Daniel. „Aber ist er dir nicht zu vornehm, zu weltmännisch?“

„Das gefällt mir“, sagte Susanna stolz. „Ich will es auch werden.“

„Du bist, wie du bist“, sagte Tante Ursula. Sie hätte es um keinen Preis zugegeben, daß man in ihrer Familie besser werden könnte, als man war. „Du weißt, was Anstand ist. Du weißt, was gute Manieren sind. Was brauchst du sonst?“ Susanna fiel es im Augenblick nicht ein.

„Du liebst ihn also?“ fragte der Onkel noch einmal.

Susanna nickte. „Es wird wohl die Liebe sein, was mich so glücklich macht.“

„Es wird sie sein“, bestätigte Onkel Daniel. „Ich werde meine Erkundigungen einziehen, und je nachdem werde ich Herrn de Clermont unsere Einwilligung zu einer Ehe mit dir geben. Bis dahin...“

„Ja, bis dahin“, fiel ihm die Tante ins Wort, „bis dahin wahre deine Würde. Natürlich kommst du mit dem Herrn nie allein zusammen. Du gehst nicht mit ihm aus.“

„Nein“, sagte Susanna.

„Und nun gute Nacht, Kind, schlaf wohl“, sagte Onkel Daniel. Er versuchte ein kümmerliches Späßchen: „Träum' vom Paradies, in das du eingehen wirst.“

„Seh' ihr keine Albernheiten in den Kopf“, sagte Tante Ursula. „Ja, Susanna, schlaf gut.“

Susanna wäre der Tante gern um den Hals gefallen. Aber das wäre etwas so Ungewohntes gewesen. Es wäre ihr vorgekommen, als spiele sie Komödie. So ließ sie es.

In ihrem Zimmer zog sie sich eilends aus. Sie lag lange wach, leise gitternd, denn ihr Bett und ihr Zimmer wurden nie geheizt. Die Jugend habe Wärme genug, behauptete Tante Ursula.

Mit geschlossenen Augen dachte Susanna wieder an das, was sie heute erlebt. Ihr Herz schwoll vor Stolz und Glüd. Sie sah in die Zukunft. Wie schön das klang: Jean de Clermont-Tonnère. Und wie gut paßte der Name zu ihrer Schönheit. Die Walzer umrauschten sie, und in das wiegende Klingen mischten sich kriegerische Töne, schmetternde Fanfarenklänge: Clermont-Tonnère, Jean de Clermont-Tonnère, Susanna de Clermont-Tonnère. — —

10

Am Morgen nach der Schlittensfahrt hantierte Tante Ursula in ihrem Wohnzimmer herum. Sie fand, daß ein Fußsack als Wandschmuck sich doch eigentlich nicht eigne. Sie nahm ihn vom Nagel und schob den Dienstaben unter den Ofen. Sie entfernte auch das kupferne Bürstchen und das Schäufelchen — es sah entschieden schöner aus, wenn es nicht da war. Sie stand sogar vor dem ehrwürdigen Schattentisch still und fragte sich, ob auch er ihrem neu-

erwachten Sinn für Zimmerschmuck zu weichen habe. Aber die Pietät sprach, und die ging allem vor. Der Schattentisch durfte bleiben.

Und zum drittenmal prüfte die Tante dem Schönen zulieb ihre Stube und fand, daß der Korb voller Strümpfe, die am Fenster des Fildens harrten, nicht zu den eigentlich künstlerischen Dingen gerechnet werden durfte. Er verschwand im Schrank. Tante Ursula ging so weit, den Teppich mit der gestickten Fruchtgirlande schon am Donnerstag aufzulegen, statt nur am Sonntag.

Sie erwartete Besuch.

Sie erwartete den Besuch von Jean de Clermont, der kommen sollte, um sie, meinetwegen sie und ihren Daniel, um die Hand ihrer Pflege Tochter Susanna zu bitten.

Als es elf Uhr schlug, legte sie ihren Strickstrumpf beiseite, wickelte die Wolle um die Nadeln, daß keine entschlipfen könne, und legte die Hände ineinander.

Onkel Daniel erschien im braunen Sonntagstroß mit gestickter Weste. Er ging auf und ab, stand vor den weißen Damen auf der Kommode still und ging wieder. Rauchen wollte er um des feierlichen Augenblickes willen nicht.

Als es ein Viertel nach elf schlug an der schönen alten Uhr mit der vielen Vergoldung und den Tulpen und Rosen, sahen sich Onkel und Tante an.

„Eigentlich ist es lächerlich, heute schon die Anfrage zu erwarten“, sagte der Onkel bedächtig. „Ehe man fragt, wünscht man zuerst seiner Mutter zu schreiben, man hat mancherlei zu ordnen, man muß die Fäuste ballen und sich zu dem gewagten Schritt vorbereiten.“

„Schwendt, du bist lächerlich“, sagte Ursula kühl. „Vorbereiten? Aber möglich ist, was du da sagst. So rasch wird das nicht gehen. Laß uns bei Tisch tun, als wüßten wir von nichts.“ Sie wickelte ihre Wolle wieder von den Nadeln und strickte klirrend. Onkel Daniel nahm den Hut und den Mantel aus dem Schrank und ging zur Stadt, wie er alle Tage um elf Uhr tat.

Unten warfen sich die beiden Soldaten mit Schneebällen. Der Gärtner half ihnen dabei. Als er den Herrn kommen sah, ließ er den Klumpen fallen, den er eben werfen wollte, und machte ein harmloses Gesicht.

„Nur immer weiter, Bingenz“, sagte Schwendt. „Im Winter sehe ich nicht auf ein paar vergeudete Minuten.“

Im Sommer auch nicht, dachte der Gärtner. Er schoß mit Wucht einen der Bälle den Franzosen an die Köpfe, die sie wild und kräftig zurückwarfen, sich bückten und ganze Arme voll Schnee mit ihren großen, roten Händen verarbeiteten und hin und her warfen, immer zwei gegen einen, bis der sich endlich lachend und feuerrot von der Anstrengung und der Kälte in das Empiregartenhaus zurückzog.

„Geht zu Berene“, rief Onkel Daniel und lachte auch. Er hatte dem Kampf bis zum Ende zugeesehen. „Laßt euch ein Glas Wein geben.“ Sie taten, wie der Herr Schwendt gesagt, und er ging weiter, der Stadt zu.

Da und dort traf er einen der Herren Offiziere, die er an der Schlittensfahrt gesehen, und sie grüßten mit einer schönen Armbewegung. Jean de Clermont sah er nirgends. Erst auf dem Heimweg bemerkte er ihn, den Gilgenbach entlang gehend. Der bläuliche Rauch einer Zigarre schlängelte sich zärtlich um den Kopf des Mannes, der den Onkel

Daniel augenblicklich mehr interessierte als sämtliche Millionen der übrigen Männer, die den Erdball füllten.

Clermont hörte den wuchtigen Schritt seines Gastgebers, das heißt, er fühlte ihn mehr, als daß er ihn hörte. Er drehte sich um und blieb grüßend stehen.

„Wie ist Ihnen der gestrige Tag bekommen, Herr Schwendt“, fragte er artig. „Ich wagte es nicht, bei den Damen anzufragen, wie sie geschlafen. Ich wollte sie so früh nicht stören. Ich werde später das Vergnügen haben.“

Höflich, aber kühl, dachte der Onkel. Laut sagte er: „Es wird die Damen freuen.“ Clermont prüfte seine Zigarre, die er mit zwei Fingern hielt. Er betrachtete sie. Dann warf er sie fort.

„Ich erwarte heute eine neue Sendung französischer Zigaretten“, sagte er. Onkel Daniel fragte, ob es denn durchaus französische sein müßten.

„Natürlich“, sagte Jean. Nun schwiegen sie beide. Schwendt dachte an Susanna, und ob sie und dieser verwöhnte Mann wirklich zusammen passen würden. Gut, daß sie reich war. Clermont hatte einmal, mehr, weil er nichts zu fragen wußte, als aus Interesse, wissen wollen, ob Tante Ursula keine andern Kinder habe als Susanna. Sie hatte es verneint. Susanna sei ihre einzige Erbin. Es kam dem Offizier nicht einmal von fern der Gedanke, Susanna darum Glück zu wünschen, denn was war solch ein bürgerliches Vermögen gegen das seine, was war der Rosenhof gegen seine Güter, die Wald, Feld, Wasser, Berg und Tal umfaßten.

Als der Onkel Daniel so bärenhaft neben ihm ging, dachte Clermont lächelnd an seine Tänzerin, die leicht und anmutig in seinem Arm gelegen, errötend und vor Freude glühend zu ihm aufgesehen hatte, wenn er Worte, die er vergaß, nachdem er sie gesagt, die ihr aber wie ebensoviel süße Geheimnisse erschienen, ins Ohr geflüstert. Jean de Clermont dachte an die Küsse, die er auf den warmen, scheuen Mund gedrückt, und freute sich ihrer.

„Es schwirrt von Gerüchten, daß der Krieg seinem Ende entgegengehe“, sagte mit seiner fetten Stimme Onkel Daniel neben ihm.

„Mächte der Frieden morgen ausgesprochen werden“, rief Jean. „Ich segne den Tag, an dem ich wieder nach Frankreich ziehen darf. Der Tag bereichert mich, wirft mir Glück in den Schoß, ist mit ein Geschenk.“ Er befaß sich. „Verzeihen Sie, daß ich das sage. Aber Sie müssen mich begreifen!“

„Gewiß, gewiß“, sagte Onkel Daniel. Er war aber etwas erstaunt, beunruhigt.

Sie standen vor dem grünen Gartentor.

Oben im Wohnzimmer saß die Tante am Fenster, sah die Herren kommen und sagte sich, daß der Jüngere vielleicht unterwegs ihrem Schwendt das Herz geleert. Sie raschelte ins Eßzimmer hinüber und überzeugte sich, daß alles wohlgeordnet sei. Rasch stellte sie die silbernen Salzgefäße auf den Tisch und wechselte das einfache Porzellan gegen blaues Meißner Geschirr um. Eilig stellte sie die Cremetellerchen — außen braun wie Schokolade, innen japanisch — auf das Nebentischchen und nahm den goldenen Schöpflöffel heraus, einen Apostellöffel mit schwerem Griff und einer schön gearbeiteten Figur des Apostels Petrus. Gediegen und glänzend sollte ihr Tisch die Herren beglücken.

Susanna hatte in zwei Schalen Lammenzweige geordnet, zwischen die sie frühe Schneeglöckchen verteilte, daß sie den dunkeln Ernst der starren Zweige erhellen und ergänzen sollten. Sie hatte dabei gelächelt und fuhr nun auf, als sie den Schritt der beiden auf dem Flur hörte.

In stolzer Ruhe stand sie da, als Jean de Clermont eintrat. Er ging auf die beiden Damen zu und begrüßte sie, fragte höflich nach ihrem Ergehen und erkundigte sich, ob die Schlittenfahrt ihnen auch nichts geschadet.

Tante Ursula antwortete umständlich und mit großem Ernst. Susanna lächelte wieder, als seien seine Worte nur der Schleier, der das Antlitz seines Glückes verhülle. Sie wußte, daß der Schleier sich heben würde.

Das Essen verlief wie alle andern. Nur plauderte Susanna mehr als sonst, wärmer und mit Anteil. Sie saß mit ruhiger Sicherheit da. Das alles war ja nur das Vorspiel. Das Glück sollte erst kommen. Sie konnte warten. Sprach Jean morgen nicht und übermorgen nicht, so würde er danach sprechen. Daß sie Jean geküßt, bereute sie nicht. Bald würde sie ihren Verlobungsfuß küssen.

Ihr Herz klopfte vor Stolz. Noch immer hatte sie das Gefühl, als sei ihr eine Krönung auf das dunkle Haupt gesetzt worden. Sie stand hoch über allen, denn sie war würdig, die Frau des glänzenden Mannes zu werden, der sie begehrte. Nichts anderes verstand Susanna darunter, als daß Jean sie zur Frau wünsche. Anders hätte ihr stolzes Herz es nie begriffen und ihr mädchenhaftes Gefühl es nie geglaubt.

Sie wartete also.

Es vergingen ein paar Tage, und Jean de Clermont hatte Susanna nur in Gegenwart der Tante gesehen. Er hatte einmal gefragt, ob Susanna mit ihm spazieren gehen wolle. Aber sie hatte den Kopf geschüttelt.

Nein. Nicht, ehe er gekommen und um sie geworben hatte. —

Er hatte bei Tisch erzählt, daß er wichtige Briefe erwarte. Susannas Hand hatte gezittert vor Freude. Das waren die Briefe von seinen Schwestern und seinem Vater, den er um die Erlaubnis gebeten, ihm das fremde Mädchen bringen zu dürfen.

Tante Ursula nickte, ohne es zu wollen, und sagte befriedigt ja. Onkel Daniel war ihrer Meinung.

Am Abend kamen drei Briefe für Herrn de Clermont. Tante Ursula wartete am nächsten Tag auf seinen Besuch und fing an zu finden, daß dieser Herr sehr auf sich warten lasse. Er kam nicht. —

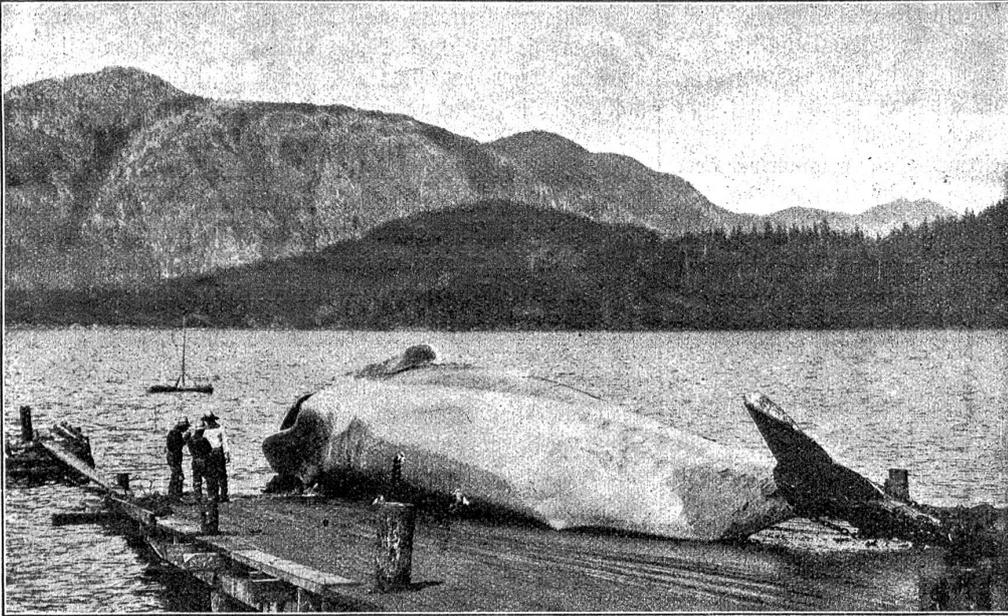
Man saß beim schwarzen Kaffee, als man im Flur laut reden hörte. Es war die tiefe Stimme eines Mannes und die hohe Berenes, die dazwischen klapperte. Ein paar mal redeten beide miteinander.

„Ein Bettler“, sagte Tante Ursula. „Wenn Tauwetter ist, kommen sie scharenweis.“

Es war aber kein Bettler. Die Tür ging auf, und ein Mann kam herein, der einen dicken Stod mit geschnitten Gesichtern auf jedem Astloche trug, aussah wie ein Amerikaner mit spittem, grauem Knebelbart und auf Schweizer Deutsch guten Abend sagte.

Es war Springer.

Er stellte seinen dicken Stod in eine Ecke des Zim-



Heraufwinden eines Wals über die schiefe Ebene zur Saktorei.

mers, wischte sich mit einem rotseidenen Tuch über die Lippen, steckte es ein und kam langsam dem Tisch näher.

„Das muß sie sein“, sagte er und bot Susanna die Hand. Sie legte die ihre mechanisch hinein.

„Guten Tag“, sagte sie leise. Dann irrten ihre Augen hilflos zu Onkel Daniel hinüber, der nun lärmend aufstand, Springer die Hand reichte und sagte: „So, Springer, da sind Sie wieder. Wollen Sie mit uns essen?“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Walfischfang.

In den nördlichen Gewässern ist es still geworden, seitdem der Bottwal und der Finnwal und der größte der Wale, der Grönlandswal, durch die Massenabschlachtungen des 17. und 18. Jahrhunderts zum Aussterben gebracht sind. Die Walfischjäger haben sich dem südlichen Eismeer zugewandt, wo der Blauwal noch verhältnismäßig zahlreich vorkommt. Aber immer noch sind die Norweger die führende Nation im Walfischfang.

Die primitive Art des Walfischfanges ist heute nur noch in den Gewässern der Färöer-Inseln üblich. Diese dänische Inselgruppe liegt einsam in der Nordsee, nördlich von Schottland, als eine Art Reservation alter, anderswo längst überlebter Bräuche. Wird in jenen Gewässern zur Seltenheit einmal ein Schwarm von Walen gesichtet, so mobilisieren die Inseln ihre Fischtruppen, und in einer Art Kesseltreiben werden die Wale landwärts getrieben an das seichte Ufer, wo sie zur Ebbezeit auf dem trockenen Sand hilflos liegen bleiben und mittelst Spieße getötet werden. Der klassische Walfischfang mit der Harpune entwidelte sich in den nördlichen Meeren, wie angedeutet, im 17. Jahrhundert, geführt von den Engländern und Holländern. Die zweite Periode des Walfischfanges fällt ins 18. Jahrhundert, als englische Einwanderer von Amerika aus den Walfischfang in großem Stile in Szene setzten.

Aber den Höhepunkt erreichte die Verfolgung jener unschuldigen Meerestiere erst nach der Erfindung der Harpunkenkanone durch den Norweger Sven Foyn. An der Spitze der Harpune befindet sich eine Sprenggranate, die im Leibe des harpunierten Tieres platzt und dieses tödlich verlegt. Dadurch wird die Jagd auf die Riesen des Wal-

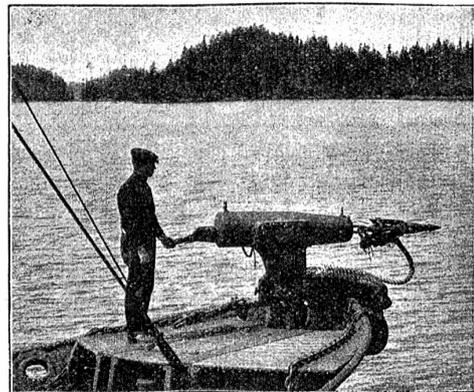
geschlechtes erst gewinnbringend. Denn mit der Handharpune riskierte man noch eine zeitraubende, langwierige Verfolgungsarbeit, die nicht immer ohne Unfall verlief, während heute die Kunst lediglich im Aufspüren der Tiere und im sicheren Schießen besteht.

Eine kräftige Leine hält auch hier die Harpune mit dem Fahrzeug in Verbindung. Der getötete Wal wird an den Schiffsrumpf herangezogen und dann mit gewaltigen Winden in das Fahrzeug gehoben. Die meisten modernen Walfanggesellschaften verfügen nämlich über sogenannte „Schwimmende Küchen“, d. h. über große Schiffe, auf denen das Walöl gleich frisch nach

der Tötung der Beute an Bord gekocht wird. Wo diese Transchiffe nicht zur Verfügung stehen, bläst man den Rumpf der getöteten Wale auf und schleppt sie, oft ein Dutzend und mehr, im Schlepptau ans Land.

Als recht nervenspannend wird so eine Walfischjagd geschildert. Sobald man den weißen Spritzer in der See gewahrt wird — die Wale speien als Lungenatmer bekanntlich das verschluckte Wasser durch die Nasenlöcher in hohem Bogen wieder aus — manövriert das Walfängerschiff an den Wal oder Walschwarm heran. Die Harpunkenkanone wird gerichtet. Der Schuß knallt. Die Leine springt mit der fliegenden Harpune und spannt sich zum Zerreißen an, wenn der getroffene Wal in rasender Fahrt von dannen schießt und das Schiff mit sich zieht. Es kommt eben gelegentlich vor, daß der Schuß nicht in der tödlichen Nähe des Herzens sitzt und die Todesfahrt dann stundenlang dauert.

Viele Nationen haben in der Neuzeit den Norweger ihre Fangmethoden abgelernt. Wie überall ist auch hier der Japaner ein gelehriger Schüler gewesen. Aber wo sich heute schon die japanischen Walfischfängerflotten in den südlichen



Die Harpunkenkanone.

Gewässern zeigen, da ist fast mit Sicherheit zu sagen, daß die auf den Booten befindlichen Schützen — Norweger sind.